

## Iphigenie bei den Tauriern.

Das Drama „Iphigenie bei den Tauriern“ ist inhaltlich die Fortsetzung des vorhergehenden, ist jedoch früher verfaßt worden und hat schon im Altertum große Anerkennung und Bewunderung gefunden. Der Text ist bedeutend besser überliefert, so daß wir hier auf weit festerem Boden stehen wie in dem vorhergehenden Stücke.\*)

Auch dieses Drama beginnt, wie üblich bei Euripides, mit einem Prolog, worin Iphigenie ihre Abstammung und das Opfer in Aulis den Zuschauern einfach erzählt, eine sehr kunstlose Form, die man aber bei Euripides in den Kauf nehmen muß. Bemerkenswert ist der Grund, der hier für die Opferung in Aulis angeführt wird: Agamemnon habe einst die schönste Frucht des Jahres der Lichtgestalt der Artemis gelobt. Da habe Klytämnestra ihrem Gatten diese Tochter geboren, und so sei sie der Artemis geweiht gewesen. Nach der Opferung ist Iphigenie von der Göttin zu dem Barbarenvolk der Scythen gebracht worden, dessen Herrscher König Thoas, der Schnellfüßige, ist. Dieser hat sie zur Priesterin im Tempel gemacht, wo sie nach altem Brauche jeden Hellenen opfern muß, der an das Ufer verschlagen wird. Von ihrer Hand geweiht, empfängt er im stillen Raume des Heiligtums den Todesstreich.

So weit reicht die Vorgeschichte, welche im Prolog erzählt wird. Der folgende Teil würde schon als der Anfang

\*) Von den griechischen Ausgaben habe ich vornehmlich die von Schöne-Köchly benutzt. Unter den Abhandlungen über das Drama erwähne ich besonders ein Paderborner Gymnasialprogramm von 1891 von E. Schunck, in dem viele gute Bemerkungen enthalten sind; den absteigenden Teil der Handlung scheint der Verfasser allerdings nicht richtig verstanden und gewürdigt zu haben.

der Handlung zu betrachten sein. Iphigenie erzählt nämlich weiter, sie habe einen Traum gehabt: Sie sei zwischen ihren Schwestern in Argos gewesen; plötzlich habe der Grund der Erde gewankt, sie sei hinaus gestürzt, und hinter ihr sei der Bau des Palastes zusammengebrochen. Nur eine hohe Säule sei stehen geblieben, auf deren Knauf ein blonder Kopf gestanden habe, der menschlich redete. Sie legt nun den Traum so aus, als sei ihr Bruder Orest, die Säule ihres Geschlechtes, gestorben, und sie will ihm daher mit ihren Frauen, die Thoas ihr aus Gefangenen ihres Volkes gegeben hat, ein Totenopfer darbringen.

Sehr geschickt ist durch die Erzählung des Traumes zum Schlusse des Prologs unsere Aufmerksamkeit auf Orest gelenkt. Kaum ist Iphigenie nun in das Heiligtum getreten, so erscheinen Orest und sein Freund Pylades. Vorsichtig treten sie auf; spähend lassen sie die Blicke umherschweifen, ob sie auch niemand beobachtet. Sie suchen, wie wir aus ihren Reden vernehmen, den Tempel, in dem die Fremden geschlachtet werden, um von dort auf Geheiß des Phoebus Apollo das Bild der Artemis zu rauben, das einst vom Himmel niederfiel, und es Athen zu schenken, denn nur so, erfahren wir, kann Orest von der Verfolgung der Eumeniden und dem Fluch des Muttermordes, der auf ihm lastet, frei werden. Das Letzte erzählt Orest selbst in einer wenig kunstvollen, an die Art des Prologes erinnernden Form. Er überlegt nun mit Pylades, wie er zum Ziele gelangen kann, und auf des Freundes Rat beschließen sie, in Höhlen, die verborgen am Meere sich befinden, fern von ihren Schiffen, die Nacht zu erwarten, dann Löcher durch die Mauer zu brechen und so zu dem Götterbilde zu gelangen und es zu rauben. Damit ziehen die beiden sich zurück und machen dem Chore Platz, der mit einem Gesang an die Göttin Artemis einzieht. Die Priesterin hat ihn gerufen; er ist gekommen, ihrem Winke gehorchend, und Iphigenie, die wieder aus dem Tempel heraustritt, klagt ihm jetzt das Unglück des Bruders, das sie im Traume gesehen hat, und dem sie nun ein Opfer darbringen will. Damit würde die Exposition beendet sein. Wir erfahren alle

Vorbedingungen der Handlung sehr schnell und werden dann sofort in diese selbst versetzt. Schon der letzte Teil des Prologes enthält ein Stück Handlung, die dann rasch weiter geht. Während die Frauen mit dem Opfer beschäftigt sind, kommt ein Hirt und bringt die Nachricht, daß wieder zwei junge Männer am Strande gefangen worden sind, die nun geopfert werden sollen. Iphigenie erfährt auf ihre Frage nach der Herkunft der Fremden, daß sie Griechen seien, von denen der eine Pylades heiße, während der Name des anderen noch nicht bekannt wird. Der Hörer weiß, wer die Fremden sind, und es ergreift ihn Furcht und Mitleid mit den Fremden und der Iphigenie, die gezwungen sein wird, den eigenen Bruder dem Tode zu weihen. So wird die Spannung lebendig, man fragt sich, wie der Dichter die schwierigen Verhältnisse lösen wird. Die Schilderung, die der Hirt von der Gefangennahme der Fremden entwirft, ist äußerst anschaulich und verrät den Meister der epischen Erzählung, dessen Talent wir im Laufe des Stückes noch mehrfach zu bewundern haben werden.\*) Er habe, so berichtet der Hirt, das Vieh mit seinen Genossen in die Schwemme getrieben, da hätten sie in einer Höhle, die sonst den Perlenfischern als Aufenthaltsort diene, zwei Fremde entdeckt, die sie anfangs für Götter gehalten und auch als solche angerufen hätten, bis einer von ihnen die andern verlacht und erklärt habe, es seien Gestrandete, die vor dem Landesbrauch der Opferung hier Zuflucht gesucht hätten. Da habe man sich entschlossen, Jagd auf das Wild zu machen. Inzwischen sei aber der eine der Fremdlinge mit allen Zeichen des Wahnsinns aus der Höhle gestürzt; das Haupt hin und herwerfend, die Arme erhebend, zitternd und schreiend habe er dagestanden, den stieren Blick nach einem Punkte gerichtet, und habe gerufen:

Ha, Pylades, sieh dort das Schlangenweib der Nacht!  
Und dort die andere, wie sie starrt von Natternbrut,

\*) Anm. Wir haben vorhin zwar bemerkt, daß lange Botenberichte für unseren Geschmack untheatralisch sind, aber auf der alten Bühne wurde das doch nicht so empfunden, wie es jetzt der Fall sein würde, weil das Deklamatorische dort überwog.

Und wild heranstürmt wider mich und schnaubet Mord!  
Und da die Dritte, Blut und Feuer speit sie aus!  
Sie fliegt heran, die Mutter ruht in ihrem Arm,  
Und einen Felsen wälzt sie wider meine Brust!  
Weh mir, sie trifft, sie tötet mich! Wo flieh ich hin?

Sie, die Hirten, hätten von alle dem, was der Fremde in seinem Wahne vorgebracht, nichts gesehen, aber sich voll Furcht aneinander geschlossen. Da sei der Wahnsinnige plötzlich mit gezücktem Schwerte unter ihre Herde gefahren und habe ihre Tiere gemordet. Nun erst hätten sie mit Muscheltönen das Volk zur Hilfe herbeigeholt. Als dieses sich gesammelt, sei der Fremde, Schaum vor dem Munde, zusammengebrochen, während sein Genosse sich liebevoll wie ein echter Freund mit dem Armen beschäftigt habe und ihn gegen den Steinhagel, den sie gegen beide geschleudert, durch seinen ausgebreiteten Mantel zu schützen versucht hätte. Als der Fremde sich dann erholt, hätten beide Freunde nach den Schwertern gegriffen und seien gegen sie angestürmt. Sie aber hätten sich zurückgezogen und ihr Steinwerfen aus der Ferne fortgesetzt. So hätten sie allmählich, immer dem Gegner ausweichend und ihn doch ermüdend, ihn eingeschlossen und zur endlichen Ergebung gezwungen. Dann hätten sie die Gefangenen zum Landesherrn gebracht, und der schicke sie nun zur Opferung der Priesterin:

Denn durch solche Opfer wird  
Hellas gestraft für deinen Opfertod und muß  
Für alles büßen, was man dir in Aulis that.

Iphigenie gebietet, die Fremden herbeizuholen, und während der Hirt abgeht, um den Befehl zu vollführen, da bricht sie wieder in Klagen aus über den vermeintlichen Tod ihres Bruders. Jetzt sei ihr Herz verhärtet. Seit ihr Bruder tot sei, dürfe kein Fremder von ihr mehr Mitleid erwarten, während sie früher bei dem Opfertod der Hellenen immer schmerzliches Mitgefühl empfunden habe:

So ist es, meine Lieben, ich erfah's an mir:  
Wer von des Glückes Höhen sank in Leid und Gram,  
Wird hart und bitter gegen den, der glücklich ist.

Noch ahnt sie nicht, daß der eine der Fremden, gegen die sie ihr Herz verhärten will, der geliebte, totgegläubte, vielbeklagte Bruder ist. So erzeugt der Dichter sehr wirkungsvoll einen schönen Kontrast zwischen der augenblicklichen Regung in den Gefühlen der Iphigenie und ihren wahren, dauernden Empfindungen, der Liebe zum Bruder. Leider wird dieser Weg nachher ganz verlassen. Die Bitterkeit der Iphigenie richtet sich naturgemäß zunächst gegen die Stifter ihres Unglücks, gegen Helena und Menelaos. Mit einem gesunden Gefühle der Rache wünscht sie, diesen dereinst auch hier in Tauris ein Aulis bereiten zu können. Und indem sie diesen Gedanken verfolgt, überkommt sie das ganze Gräßliche ihrer Opferung:

Wie könnt' ich je vergessen, was man an mir that?  
Wie hab' ich nach des Vaters Kinn die Hand gestreckt,  
Wie hab' ich mich geklammert an des Vaters Knie,  
Wie rief ich flehend: „Vater, also rüstest du  
Mein Brautgemach mir? Während du mich morden willst,  
Stimmt vor der Mutter Argos Mädchenchor mir an  
Den Brautgesang und Flötenspiel schallt durch das Haus —  
Und ich verblut' indessen unter deiner Hand“.

*Agamemnon  
nicht etwa der  
selben Zeit wie  
der Tochter*

Sie erinnert sich der Geschwister, von denen sie nicht Abschied genommen, und des Bruders, der nun gestorben, dem Glanze des Vaterhauses entrissen, und nachdenklich kommt sie auf ihre Stellung hier:

Wie widerspricht sich selber doch der Göttin Dienst!  
Von ihrem Altar bannt sie, als Unreinen, den,  
Der seine Hand mit eines Menschen Blut befleckt,  
Der Leichen anrührt oder eine Wöchnerin,  
Und doch — des blut'gen Menschenopfers freut sie sich.  
Nein, Zeus' und Leto's Tochter kann unmöglich so  
Sich selber widersprechen. Darum halt ich auch  
Für alte Fabel jenes Mahl bei Tantalus,  
Wo Götter sich an seines Sohnes Fleisch gelabt.  
So schiebt das Volk die eigne frevelhafte Lust  
An Blut und Menschenopfern seinen Göttern zu;  
Nie aber glaub' ich, daß ein Gott dem Laster fröhnt.

*Fabel: Jph. weiß nichts von  
Tantalidenfloch*

*Jph. nicht die Blutige  
als Nachwelt d. Menschen*

In dem letzten Worte und in dem Zusammenhang könnte man eine Andeutung sehen, daß Iphigenie ihr eigenes

Schicksal mit dem ihres Ahnherrn Tantalus in Verbindung bringt. Aber das Beispiel hat sich ihr gerade aufgedrängt. Von einem Fluche, der seit Tantalus auf dem Geschlechte ruht, weiß sie nichts. Ihre Auffassung von den Göttern ist milder, und die alten Erzählungen entbehren für sie der Wahrheit. — Während sie in den Tempel tritt, knüpft der Chor in einem Liede an das Geschehene an und schließt mit dem Wunsche, daß, wie diese fremden Kaufleute hierher gelangt seien, doch auch ihnen einst ein Bote aus der Heimat kommen möge, der ihnen Erlösung brächte von Not, Mühe und sklavischem Dienst. Mit dieser Hoffnung, die sich ja später erfüllt, schließt das Chorlied verheißungsvoll ab. Inzwischen sind die Gefangenen herbeigeführt und werden von Iphigenie, die wieder aus dem Tempel hervortritt, empfangen und ihrer Fesseln entledigt. Es sind, wie die Zuschauer schon wissen, Orest und Pylades, und von diesem Augenblicke an erwartet man unter dem Drucke der gefährlichen Lage mit Spannung die Erkennung, aber weise schiebt sie der Dichter hinaus. Iphigenie fragt die beiden voll Mitleid, denn sie hält sie für Brüder, nach ihrer Herkunft. Aber stolz lehnt Orest das Mitleid ab; er kennt den Brauch des Landes und ist auf alles gefaßt. Stolz weigert er sich auch, seinen Namen zu nennen; „Unglückskind“ soll man ihn heißen. Seinen wahren Namen aber verschweigt er, „denn der Namenlose wird im Tod nicht mehr verhöhnt“. Dieser Stolz kleidet den jungen Helden ganz ausgezeichnet, und das Verschweigen des Namens giebt dem Dichter ein ganz natürliches Mittel, die Erkennungsscene hinaus zu schieben, sie langsam vorzubereiten und so die Spannung zu erhöhen. — Seine Vaterstadt nennt Orest, und daran knüpft sich nun in scharfer Rede und Gegenrede eine knappe Erwähnung des Schicksals der beteiligten Helden. Vor allem erkundigt sich Iphigenie nach dem Geschick ihrer Feindin Helena, und sie muß zu ihrem Ärger hören, daß die Verhafste wieder mit Menelaos in Sparta lebt. Daß Kalchas tot ist, erfreut ihr Herz, und sie bedauert nur, daß den Odysseus nicht schon dasselbe Schicksal getroffen hat. Dann erfährt sie auch

den Tod ihres Vaters und ihrer Mutter und auch die Umstände, unter denen sie getötet sind. Ihre Klage verrät ihre Teilnahme, aber ohne den Grund derselben zu nennen, forschet sie weiter nach Elektra. Und als sie hört, daß diese noch lebt, da fragt sie:

Weiß man nichts von jener, die geopfert ward?

Orest:

Nur, daß sie starb und lange schon im Grabe ruht.

Endlich hört sie auch, daß Orest noch lebt, ohne zu ahnen, daß er vor ihr steht.

So fahre hin, du falscher Traum! Es war umsonst. — ruft sie aus. So läßt der Dichter den Traum, der seinen Zweck für ihn erfüllt hat, fallen. — In Iphigenie regt sich die Sehnsucht nach den geliebten, überlebenden Geschwistern, und sie hofft, ihnen Nachricht zukommen lassen zu können. Ein anderer Grieche, der hier geopfert ist, hat ihr vor seinem Tode aus Mitleid mit ihrem einsamen Leben und in der Erkenntnis, daß sie ihn ohne Schuld dem Opfertode weihen müsse, einen Brief geschrieben; diesen Brief nun soll Orest nach Mykene bringen; dafür will sie ihn vom Tode erretten. Aber Orest will der Gerettete nicht sein. Er bittet sie vielmehr, seinen Freund mit der Botschaft zu betrauen, diesen zu retten, ihn selbst aber sterben zu lassen. Diese Freundestreue rührt Iphigenie tief, und sie ruft aus:

O, gliche dir der Bruder, der allein mir noch  
Gelieben ist! Denn wisset, einen Bruder hab'  
Auch ich, ihr Fremden; leider schaut mein Aug' ihn nicht. —

So spielt der Dichter in geistvoller Weise vor seinen Zuhörern; ja, er treibt dieses Spiel noch weiter, er läßt Orest nach den äußeren Formen seiner Opferung forschen, und als er erfährt, daß man seinen Leichnam in eine Schlucht werfen würde, aus welcher heilige Flammen lohen, da bricht er in die Worte aus:

Erwiese doch die Schwester mir den Liebesdienst!

Und Iphigenie verspricht voll Mitleids, wie eine Schwester die Totenfeier zu vollziehen. So sind die beiden einander

nahe gerückt wie Bruder und Schwester, ohne daß der Dichter das Geheimnis zwischen ihnen lüftet. Während Iphigenie in den Tempel zurückkehrt, um den Brief zu holen, wendet sich Orest nach einigen teilnehmenden Worten des Chors an Pylades, der übrigens wie ein Statist während der ganzen Unterredung zwischen Orest und Iphigenie ohne jede Beteiligung dagestanden hat, und giebt der Vermutung Ausdruck, daß die Priesterin, die eine solche Teilnahme an dem Schicksale der griechischen Helden, insbesondere des Mykenischen Fürstenhauses bekunde, sicherlich aus Argos stammen müsse. Aber Pylades, dem dieselben Gedanken gekommen sind, schlägt die freudige Erregung mit der sehr naheliegenden Erklärung nieder, daß das Schicksal der griechischen Helden, die gegen Troja gezogen sind, weltbekannt sei und überall Teilnahme hervorrufe. Andere Gedanken liegen ihm näher: Er will sich nicht retten lassen, er will mit seinem Freunde sterben. So verlangt es seine Ehre, seine Liebe. Orest aber weiß seinen Widerstand zu überwinden. Pylades muß sich retten, damit das ruhmreiche Geschlecht der Atriden nicht vollends aussterbe. Pylades ist nämlich mit Elektra vermählt, und so hat Orest Hoffnung, daß beiden dereinst noch Erben geboren werden, und daß das Atridenhaus wenigstens in weiblicher Folge bestehen bleibt und fortlebt. Bekanntlich war es nach griechischer Auffassung ein großes Unglück, auch für den Staat, dem man häufig durch Adoption vorbeugte, wenn ein ruhmreiches Geschlecht ausstarb. Daher ist die Logik des Orest durchaus zutreffend, und es ist zu begreifen, daß Pylades sich ihr nicht verschließt. Bitter aber wird Orest, in dem doch die Liebe zum Leben wieder erwacht, gegen Phoebus, dessen Seherspruch ihn betrogen, der ihn voll Hoffnung hierher gesandt, um ihn zu verderben. Pylades tröstet ihn; noch kann sich das höchste Leid in höchstes Glück wandeln. Während dieser Unterhaltung der Freunde, die uns beide außerordentlich sympathisch macht, hat Iphigenie ihren Brief hergeholt und kehrt nun damit zurück. Da ihr jedoch Bedenken gekommen sind, ob der Fremde, dem sie den Brief anvertraut, auch dann sein Wort halten wird, wenn er außer Gefahr ist,



so verlangt sie einen Eid, daß er seinen Auftrag erfüllen werde. Während sie bei ihrer Göttin Artemis schwört, den Boten retten zu wollen, ohne allerdings zu verraten, wie sie das anfangen will, schwört Pylades bei Zeus, daß er den Brief bestellen werde. Noch immer hat der Dichter vermieden, die Adresse zu nennen, an die der Brief gerichtet ist. Jetzt zwingt Pylades die Iphigenie, den Namen des Empfängers auszusprechen. Und außerdem bittet er sie, ihm den Inhalt des Briefes mitzuteilen, damit er für den Fall, daß er Schiffbruch leiden und nur das nackte Leben retten sollte, auch dann seinen Verpflichtungen gerecht werden könnte. Und nun spricht sie das entscheidende Wort:

Zu Agamemnons edlem Sohn, Orestes, sprich:

„Ich bringe Kunde dir von Iphigenia,

Sie lebt, und starb in Aulis nicht den Opfertod“.

Orest hat die Worte gehört, er kann nicht mehr an sich halten; in freudiger Erregung ruft er aus:

Wo ist sie? Stand sie wieder von den Toten auf?

Iphigenia:

Hier steht sie vor dir — aber unterbrich mich nicht.

Und sie liest den Inhalt des Briefes weiter vor, der die Bitte an den Bruder enthält, sie aus der Fremde heimzuholen. Orest ist in die höchste Erregung geraten. Iphigenie versteht ihn nicht und fährt zunächst fort, den Inhalt des Briefes, der ihre Schicksale enthält, darzulegen. Als nun Pylades den Brief aus ihrer Hand empfängt, kommt die überraschende Wendung: Er überreicht dem Orest den Brief und erfüllt so sein Versprechen.\*) Orest aber will in diesem Augenblicke nicht an toter Schrift seine Freude nähren; mit ausgebreiteten Armen eilt er auf die Schwester zu, sie an sein Herz zu schliessen.

So hat der Dichter meisterhaft die Peripetie herausgearbeitet. Er hat die Geschwister erst einander näher

\*) Diese Briefscene ist viel gelobt und viel getadelt worden. Aristoteles hebt sie cap. 16 rühmend hervor, während Goedeke z. B. (II, 273) sie das lächerlichste Possenspiel, dessen sich kein Pariser Komödientreiber zu schämen hätte, nennt.

geführt; sie haben sich lieben gelernt wie Geschwister; der Bruder wünscht, die Fremde möge die Schwester, die Schwester, der Fremde möge der Bruder sein. Er hat Orest, den anfangs Verzweifelnden, in die freudigste Erregung versetzt, ihm den Wunsch zum Leben wieder in der Brust erweckt durch die Schwester, so dafs er, der sich vorher über Apoll beklagt, den Gott nun erhebt; auf seinen Kummer, auf das tiefste Leid ist in der That das höchste Glück gefolgt. Freilich will Iphigenie das Überraschende noch nicht glauben, wie sehr auch ihr Herz sie zum Bruder treiben mag. Erst verlangt sie, dafs er ihr den Beweis für die Richtigkeit seiner Angabe liefert, indem er ihr von Mykene und den Verwandten erzählt. Uns erscheint diese nüchterne Forderung reichlich vorsichtig, nachdem Iphigenie dem Bruder schon vorher so nahe gekommen war. Aber es geht durch diese Dichtung ein naiver Zug, alles ist einfacher und kindlicher, als wir es sonst zu finden gewohnt sind; was die Dichtung dadurch etwa an Feinheit verliert, gewinnt sie an Wahrheit. Als Orest die letzten Zweifel durch Erzählung einzelner Thatsachen, die nur ihm bekannt sein konnten, gehoben hat, da frohlockt Iphigenie in namenlosem Glück, und der Dichter weifs nun auch den innigsten, herzlichsten Ton für die Freude der Geschwister zu finden. Es ist nur menschlich und natürlich, dafs sich bei Iphigenie in die Freude allerdings auch die Erinnerung an die schreckliche Vergangenheit mischt, an die grausame Opferung in Aulis, und Orest stimmt ihr voll innigsten Mitleids bei. Dann aber drängt sich beiden die weitere Frage auf, was aus ihnen werden soll; ob eine Errettung aus dem harten Schicksale, das sie erwartet, möglich ist. Hier greift nun Pylades ein, der energisch zum Handeln rät. Aber Iphigenie kann sich noch von der Vergangenheit nicht trennen. Erst mufs sie erfahren, wie es Elektra, der Schwester, geht, wer Pylades ist, und endlich auch, wie es möglich gewesen ist, dafs ihre Eltern ein so trauriges Ende gefunden haben:

Iphigenia :

Wie war's dir möglich, was du an der Mutter thatst?

Orest:

O still davon! Ich rächte ja den Vater nur.

Iphigenia:

Was trieb die Mutter zu dem grausen Gattenmord?

Orest:

Lafs ruh'n die Mutter! Besser ist's, du hörst es nie.

Iphigenia:

Ich schweige.

Diese Worte scheinen mir für die Geschicklichkeit des Dichters, der mit Gewandtheit über bedenkliche Stellen seiner Fabel hinweggeht, charakteristisch. Umgehen konnte er die Frage der Iphigenia nicht. Aber er begnügt sich damit, alles nur anzudeuten. Hätte Orest hier der Schwester den Grund des Gattenmordes angegeben, hätte er gesagt: „Klytämnestra hat unsern Vater getötet, weil er dich geopfert hat“, so könnte Iphigenie in ihrer klaren Weise nur eins antworten: „Ich bin ja nicht geopfert, ich lebe ja; also ist der Gattenmord nur die Folge eines Mißverständnisses, das die Götter willkürlich herbeigeführt haben. Und solche Götter, die so schändlich mit uns gespielt haben, soll man ehren?“ Derartige Folgerungen beabsichtigt aber der Dichter nicht; sie ständen im Widerspruch zu der Gottesehrung, der auch dieses Stück dient, die Götter sind heilig und rein: „Nie aber glaub' ich, daß ein Gott dem Laster fröhnt“, so hat Iphigenie vorher gesagt. Daher mußte der Dichter über diese Stelle schnell hinweggehen. Goethe hat das nicht gethan. Er hat die grausige Geschichte des Tantalidenhauses breit in sein Stück eingewoben, daher mußte er sie als die Folge eines Fluches darstellen, von dem Euripides nichts weiß.\*) Kehren wir zu der Handlung zurück! Orest erzählt der Iphigenie die eigenen Schicksale und zwar in der Art, die das athenische Volk aus den Eumeniden des Aeschylus kannte. Damit ergab sich

\*) Anm. Selbst Helios barg voll Abscheu  
Sein lichtumflossenes Antlitz einst  
Und lenkte von ewigen Bahnen  
Sein Flügelgespann,

eine neue Schwierigkeit. Nach den Eumeniden ward Orest vom Areopag frei gesprochen, die Rachegöttinnen selbst werden versöhnt. Wie kommt es, daß sie dann doch wieder die Verfolgung des Verbrechers aufnehmen? So mußte jeder fragen. Und da hat der Dichter sich die Begründung sehr leicht gemacht. Nicht alle Eumeniden haben den Spruch des Areopags gebilligt, so begegnet er dem Einwurf, sondern einige haben sich nicht gefügt und die Verfolgung fortgesetzt. Man muß zugeben, daß diese Motivierung sehr äußerlich ist; aber das kümmert den Dichter nicht. Das Gebäude, das er auf diesem schwankenden Grunde aufführt, ist so schön, daß man die Schwäche des Fundamentes gar nicht bemerkt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß gerade die Dichter, die die größte Bühnenwirkung erzielt haben, wie z. B. auch Schiller, sich mit langen Motivierungen nicht aufhalten. Der Zuschauer empfindet den Mangel in dem Augenblicke, wo so viel Neues auf ihn eindringt, nicht so sehr, und läßt sich gern vom Dichter führen, der ihn reichlich entschädigt.

Orest hat seine Erzählung damit beendet, daß er den Befehl des Phoebus, der ihn zu den Tauriern geführt hat, angiebt. Er muß das Götterbild, das einst vom Himmel gefallen ist und jetzt hier im Tempel bewahrt wird, dem Lande der Barbaren rauben und in Athen aufstellen. Nur so werden die Furien von ihm weichen; nur so kann das Haus des Pelops gerettet werden. Iphigenie will dem Bruder gern nach Argos, dem Ziele ihrer Sehnsucht, folgen, wenn es aber nicht anders sein kann, auch sich selbst opfern, um

---

Als der goldne Widder dem Hause genaht.  
Und nun bricht schnaubend die Rache herein  
Für das Blut, das Tantalus Haus einst sah,  
Und ein Dämon trifft nun Schlag auf Schlag  
Dein eigenes Haupt.

Danach ist also der Ursprung des Fluches in dem Widder mit goldenem Vliese zu sehen, an dessen Besitz die Herrschaft geknüpft war, und um den Atreus und Thyest in Bruderkampf gerieten. Auf Tantalus reicht der Fluch nicht zurück; Goethe hat die Sage in eigener Weise ausgebildet, wie wir noch sehen werden.

---

dem Bruder in seiner Aufgabe behilflich zu sein. Orest lehnt das letzte ab; entweder sie werden beide gerettet, oder beide erleiden den Tod. Wie aber soll er das Werk vollbringen? Soll er den König des Landes töten? „Der Gast den Gastfreund?“ fragt Iphigenie, „das duld' ich nie.“ Da begegnen wir schon der Auffassung, der Goethe nachher einen weiten Raum anweist, nur dafs Euripides den Gedanken sofort wieder fallen läfst. So weit geht Iphigenie nicht, dafs sie ihren Gastfreund nicht betrügen will, solche Rücksicht konnte der Barbar von der Griechin nicht erwarten. Sie selbst erfindet nun den Plan zur Rettung. Sie will dem Könige sagen, die Fremden seien durch Mord verunreinigt. Da die Göttin aber ein unreines Opfer nicht zulasse, so müßten sie erst durch ein Bad im Meereswasser für das Opfer vorbereitet werden. Auch das Bild der Göttin sei ebenso durch die Gegenwart der Fremden verunreinigt und müsse entsühnt werden. Auf diese Weise hofft sie alle ans Meer zu bringen, von wo dann auf dem vorhandenen Schiffe die Flucht geschehen soll. Orest stimmt dem Plane bei, rät aber, vorher den Chor, der Zeuge der Überlegung gewesen ist, zu gewinnen, damit nichts verraten werde, was Iphigenie auch gelingt. Mit einem Gebet um Rettung wendet Iphigenie sich dann noch an die Göttin, der sie dient, damit des Phoebus Wort vor allerWelt bestehe, und geht darauf in den Tempel, wohin Orest und Pylades schon voraus gegangen sind. Es folgt ein schönes Lied des Chors, in dem die Sehnsucht nach der Heimat ergreifend durchklingt: Die Gebieterin wird nun unter Flötenklängen und Schalmeyengetön, die zum Takte der Ruder erschallen, auf hellenischen Schiffen zur Heimat fahren, während sie, die armen, geraubten Frauen, als Sklaven im Barbarenlande zurückbleiben müssen:

Könnt ich folgen dir, Helios,  
Der du droben im Licht wandelst!  
Könnt ich mich zum Äther hinauf  
Schwingen, um zu hemmen den Flug  
Am traulichen Heimatdach,  
Wo im Lenz des Lebens ich einst  
In der blühenden Mädchen Kreis

Froh den Fuß im Reigen geschwungen,  
Wo in Hoffnung das Herz schwoll  
Und der Preis holdester Anmut  
Mir wurde, wenn meinen Leib  
Köstliche Kleider umhüllten und goldene  
Locken mir fielen vom Haupte herab,  
Mir die Stirn und Wang' umschattend!

Damit schließt der Höhepunkt des Dramas, ein Meisterstück von klarer Schönheit, ab. Vorzüglich ist die Handlung hinaufgeführt bis zur Höhe, und es bleibt dem Dichter nur übrig, die Lösung des Stückes, die Rettung der Bedrängten, zu geben. Würde er sich darauf beschränkt haben, diese auf einfache Weise, etwa durch nächtliche Flucht, herbeizuführen, so würde das Stück sehr abfallen. Aber es ist bewundernswert, wie er es versteht, die absteigende Hälfte mit neuen Motiven, neuem Leben zu erfüllen. Einmal führt er wieder eine neue Person ein, wie in der Aulidischen Iphigenie. Auch hier sind wir längst gespannt, diese Person kennen zu lernen, von der schon so oft die Rede gewesen ist, Thoas, den Barbarenkönig. Daß er beim Dichter schlecht wegkommen mußte, lag eben in seiner Eigenschaft als Barbar, den der Grieche nicht höher achtete, wie einen Sklaven. Schon vorher haben wir bemerkt, mit wie feiner Ironie der Dichter die Feigheit der Barbaren zu geißeln verstand, die in großer Anzahl zwei Griechen nicht widerstehen können und sie nur durch einen Steinhagel aus der Ferne bekämpfen. Es gilt, auch ihre plumpe Beschränktheit in das rechte Licht zu setzen. Wir wissen schon, daß Artemis, die Göttin, sich aus der Gesellschaft der Barbaren wegseht. Aber wir kennen den Herrscher noch nicht. Jetzt führt ihn uns der Dichter in seiner vertrauensseligen Dummheit vor Augen, wie er von der klugen Griechin überlistet wird. Das mußte den Athenern des Parterres außerordentlich gefallen. Thoas erscheint und fragt nach der Priesterin und den Fremden. Zu seinem Erstaunen aber begegnet ihm Iphigenie mit dem heiligen Bilde der Göttin auf dem Arme. In dem lebhaften Frage- und Antwortspiel, das sich nun entwickelt, erfährt der König zunächst,

dafs das Heiligtum durch die Fremden, die Blutschuld auf sich geladen, entweiht sei. Die Göttin habe das selbst zu erkennen gegeben, indem sie ihr Antlitz von den Fremden abgewandt habe. Daher sei eine Reinigung des Bildes durch das Wasser des Meeres erforderlich. Der König, anstatt die List zu merken, spricht seine Freude über die Fürsorge der Priesterin aus und dankt ihr, indem er ihr sein unbedingtes Vertrauen ausdrückt. Sie spielt ihre Rolle meisterhaft und bestärkt ihn in seinem Vertrauen dadurch, dafs sie einen recht kräftigen Hafs gegen alles, was mit Hellas zusammenhängt, an den Tag legt. Dann giebt sie ihm an, in welcher Weise die Entsühnung vor sich gehen soll. Die fremden Männer soll er binden lassen. Mit Recht fragt er: „Wohin sollen sie entfliehen?“ Aber wichtig antwortet sie: „Traue nimmer einem Griechen.“ Eine köstliche Ironie, die helles Entzücken hervorrufen mußte! Denn in dem Augenblicke, wo sie vor den Griechen warnt, betrügt sie, die Griechin, ihn, den Barbaren. Ferner soll er Diener in die Stadt schicken, mit dem Befehle, dafs alles zu Hause bleibe, weil der Anblick unheilvoll sei. Willig folgt Thoas wiederum der Anweisung mit Worten des Dankes, dafs ihre Fürsorge sich auf sein ganzes Volk erstrecke. Endlich, und nun kommt das Beste, verlangt sie, dafs er selbst vor der Thür des Tempels bleiben, aber sein Antlitz verhüllen solle, wenn die Fremden vorbeigeführt werden, und er solle sich auch nicht wundern, wenn die Sühne eine längere Zeit in Anspruch nehme. Thoas geht auf alles ein, und nun werden die Gefangenen an dem Könige, der sich selbst die Augen verhüllt hat, in feierlichem Aufzug vorbeigeführt, wobei die Priesterin die Worte ausruft:

Weichet, ruf ich allem Volke, weichet aus dem Frevlerpaar,  
Wer dem Tempel naht und reine Hand zum Himmel hebt,  
Wer der Liebe Bund will schliessen, oder wer in Hoffnung ist,  
Fliehet alle, weicht von dannen, um dem Greuel zu entgehn!  
Kind Kronions und der Lato, Göttin, ist gestüht der Mord  
Und am rechten Ort geopfert, grüßst ein reiner Tempel dich,  
Und wir werden glücklich leben. Und nun schliefs' ich meinen Mund,  
Denn du weist wie alle Götter, alles, was im Herzen ist!

Man muß sich einmal in die Lage der athenischen Zuhörer hineindenken, denen diese ganze Erfindung neu war. Der Tropf von einem Barbarenkönig, der sich abergläubisch das Haupt verhüllt, um nicht zu sehen, wie seine Opfer in die Freiheit spazieren; die kluge Griechin, die unter dem Scheine einer religiösen Ceremonie den feierlichen Aufzug veranstaltet und mit feierlichen, aber zweideutigen, dem Zuhörer sehr wohl verständlichen Worten begleitet! Dazu der Zug der Gefangenen selbst! Wie mußte diese Erscheinung die Herzen der Zuhörer erfreuen! So hat der Dichter der Lösung ein Motiv hinzugefügt, das seine Athener in die glücklichste Stimmung versetzen mußte. Aber er begnügt sich damit noch nicht. Er giebt seinem Stücke, nun auch noch seiner Aufgabe als Lehrer und Prediger eingedenk, einen tief religiösen und echt patriotischen Abschluß. Das geschieht folgendermaßen: Während der König in den Tempel geht, bricht der Chor in ein Lied zu Ehren des Apollo aus, dessen Orakel nun doch in Erfüllung geht. Nach einer geraumen Zeit erscheint dann ein Bote, der aufgeregt nach Thoas fragt und durch seine Mitteilung die ganze Stimmung verändert und uns wegen des Gelingens des Fluchtplanes in die höchste Sorge versetzt. In der anschaulichsten, lebendigsten Weise schildert er die Vorgänge am Meere. Als sie die Gefangenen dort hingeführt hätten, habe Iphigenie sie geheißsen, jenen die Bande zu lösen, selbst aber zurück zu bleiben. Dann sei sie weiter nach dem Meere zugegangen, aus ihren Augen weg, und habe dort, scheinbar zum Zwecke der Entsühnung, ein Lied in fremder Sprache gesungen. Darauf sei längere Zeit alles still gewesen. Endlich hätten sie Verdacht geschöpft und seien gefolgt und hätten nun ein Griechenschiff vor sich gesehen, auf dem man in voller Arbeit gewesen wäre, den Raub zu bergen; sofort hätten sie die Feinde angegriffen, aber von den beiden jungen Leuten sich nur Beulen geholt. Jetzt sei er, der Bote, hierher geeilt, den König um Hilfe anzugehen, während die anderen einen Steinhagel gegen das Griechenschiff eröffnet hätten, der aber von dort mit Pfeilen erwidert werde, wodurch sie zur weiteren



Flucht gezwungen würden. Zum Glück sei Poseidon den Flüchtlingen gram, denn wenn diese sich auch mit Rudern noch so sehr anstrengten, das Schiff werde von der Meeresflut immer wieder gegen den Strand geschleudert, so daß man sich seiner ohne Mühe bemächtigen könne. Kaum hat Thoas das gehört, so giebt er sogleich unter schweren Drohungen gegen die mitverschworenen Frauen des Chores den Befehl, die ganze Streitmacht des Landes, Mann und Rofs und Schiff, aufzubieten. Nun scheint die Rettung mißglücken zu sollen. Scheinbar ohne Grund hat der Dichter seine Lieblinge noch einmal in die größte Gefahr gebracht. Aber wir erfahren sogleich auch, warum es geschehen ist. Denn von oben herab erscheint Athene in einer Wolke und thut der Verfolgung Einhalt. Sie ist nicht der „deus ex machina“, der den Knoten löst, den der Dichter nicht lösen kann, sondern sie ist die Schutzgöttin Athens, wo dieses Stück zuerst aufgeführt wurde, die erscheint, um über ihre geliebte Stadt einen Segen auszusprechen. Sie verkündet zunächst dem Thoas, es sei des Schicksals Wille, daß Orest gerettet werde, der nun auch schon auf glattem Meere der Heimat zusehle. Darauf wendet sie sich gegen das Meer hin, dem fliehenden Orest zu, und spricht:

Zieh hin mit deiner Schwester und dem heil'gen Bild  
In meine Stadt, die gottgebaute Stadt Athen.

Dort im Lande zu Halae soll er das Bild der Artemis in einem Tempel aufstellen, damit sie fortan daselbst als Taurobolos verehrt werde. So oft hier das Volk ein Dankfest für die Rettung des Orests feiere, solle sich ein Mann mit scharfem Schwerte den Hals blutig ritzen, damit der Göttin bleibe, was ihr Recht verlangt. Iphigenie aber soll in Zukunft als Priesterin auf Braurons Tempelberg dienen und dort auch im Tode ruhen. Hier sollen ihr die feinen Kleider der Wöchnerinnen geweiht werden, die in Kindesnot gestorben sind. Ihre Frauen aber, diesen Befehl erhält wiederum Thoas, sollen ihr nach Griechenland folgen. Endlich bestätigt die Göttin den Gerichtshof auf dem Areshügel mit der Bestimmung, daß bei Stimmgleichheit der Angeklagte frei

sein soll. — Mit einem Dankgebet gegen die Göttin, welches der Chor ausspricht, schließt das Stück.

Sehen wir uns auch diese Tragödie noch einmal im Zusammenhang an, so müssen wir gestehen, daß der Mythos von Anfang bis zu Ende überaus unterhaltend ist und die Spannung nirgends verliert. Dazu kommt, daß durch ihn athenische Kulte verherrlicht werden, die sich nunmehr als von der Göttin selbst so eingesetzt erweisen, wie man sie ausübt. Die Gottheit selbst aber wird als eine milde gepriesen, der die Menschenopfer verhasst sind, die das Ufer der rauhen Barbaren flieht und in der frommen Stadt Athen sich ihren Wohnsitz sucht. Endlich werden die Barbaren, und das ist der patriotische Grundgedanke, als ganz untergeordnete Menschen geschildert, ihr König als beschränkt und dumm, die Scythen als feige; vor zwei griechischen Jünglingen flieht ihre Masse davon, und sie kann sich nicht anders der beiden erwehren, als daß sie aus der Ferne einen Steinhagel gegen sie eröffnet. Diese Barbaren werden von einer klugen Griechin überlistet und zwar unter der Mitwirkung der Götter, die den Griechen geneigt sind. So erfüllt auch dieser Mythos nach der unterhaltenden, religiösen, ethischen und patriotischen Seite die höchsten Anforderungen, und wir wissen auch, daß er den Athenern im Altertum viel Befriedigung gewährt hat. Aber die Handlung ist auch meisterhaft aufgebaut. Nach einer knappen Exposition im Prologe steigt sie klar und folgerichtig und ohne alle Zufälligkeiten bis zur Höhe, mit der die Erkennung vorzüglich verbunden ist, auf. Auch die Erkennung selbst ist so angelegt, daß sie durchaus nicht durch einen Zufall herbeigeführt wird, und der Umstand mit dem Briefe, der als ein äußerliches Mittel erscheinen kann, bringt doch keineswegs eine Überraschung hervor, die nicht etwa von langer Hand sorgfältig vorbereitet wäre. Ebenso weiß der Dichter die absteigende Handlung bis zur Lösung in der feinsten Weise durch Einführung einer neuen Person, durch neue Motive und lustige Szenen zu beleben und giebt schließlich dem Ganzen einen schwungvollen, religiös-patriotischen Abschluss. Klar

wie die Handlung sind auch die Charaktere gebildet: Iphigenie ein nüchterner, klarer Mensch, dabei aufopferungsfähig, mit gesunden Regungen der Liebe und des Hasses, voller Erfindungsgabe, zugreifend; in allem, was sie thut und denkt, einfach und grofs. Was sie den Athenern noch besonders lieb machen mußte, war ihre tiefe Sehnsucht nach ihrem leuchtenden Heimatlande, dessen freiere und edlere Sitte sie im Barbarenlande doppelt vermifste. Dafs sie hier und dort z. B. gegen ihren Vater Wendungen gebraucht, die peinlich berühren können, beweist nichts gegen sie, liefert vielmehr den Beweis, dafs sie spricht, wie sie denkt und fühlt; ihre Empfindungen erhalten dadurch nur um so mehr den Stempel der Wahrheit. Ebenso klar ist der Charakter des Orest gezeichnet. Freilich von Reue über seine That, den Muttermord, den er im Dienste der Gottheit vollzogen hat, finden wir keine Spur. Aber der Grieche wird davon auch nichts erwartet haben. Einfach und aufrichtig sind seine Empfindungen gegen die wiedergefundene Schwester. Treu und ehrlich ist seine Liebe und Ergebenheit gegen den Freund. Tapfer und unerschrocken ist er gegen die Feinde, mit einem Worte, das Bild eines Helden, wie es sonst wohl das griechische Epos kennt. Sein Freund Pylades tritt hinter ihm sehr zurück; er spielt eine verhältnismäfsig untergeordnete Rolle. Aber viel bewundert ist auch schon im Altertume die Freundestreue, mit der er, der Schuldlose, sein Schicksal an das des gehetzten Freundes knüpft und bereit ist, für ihn in den Tod zu gehen. Thoas und die Scythen erfreuen durch unfreiwillige Komik und können als echte Typen der Barbaren gelten.

Auch seinem Gedankeninhalt und der sprachlichen Form nach enthält das Stück viele Schönheiten. Die lyrischen Partien des Chores, die epischen Erzählungen der Boten, die geistvollen Stichomythien, alles das bietet prächtige Abwechslung und erfreut Phantasie, Gemüt und Verstand in gleicher Weise. So kann das ganze Stück nur unsere Bewunderung erregen, und es ist unbegreiflich, wie man so oft abfällig darüber geurteilt hat, offenbar nur um das Goethesche Stück desto höher stellen zu können. Goethe selbst hat

bekanntlich nicht nur unter dem Eindrucke dieses Stückes gearbeitet, sondern sich auch mit Worten höchster Bewunderung oft genug über den Dichter ausgesprochen.\*)

\*) Gespräch mit Eckermann am 13. Februar 1831: Um eine große Persönlichkeit zu empfinden, muß man auch wiederum selbst etwas sein. Alle, die dem Euripides das Erhabene abgesprochen, waren nur Heringe und einer solchen Erhebung nicht fähig; oder sie waren unverschämte Charlatane, die durch Anmaßlichkeit in den Augen einer schwachen Welt mehr aus sich machen wollten und auch wirklich machten, als sie waren. — Und an einer anderen Stelle (28. März 1827): Ein Dichter aber, den Sokrates seinen Freund nannte, den Aristoteles hochstellte, den Menander bewunderte, und um den Sophokles und die Stadt Athen bei der Nachricht von seinem Tode Trauerkleider anlegten, mußte doch wohl in der That etwas sein.